



PATRICIA  
CARLON

DIE MACHT  
DES  
SCHWEIGENS

Weltbild

George und Annette Winton haben ein bedrückendes Geheimnis: ihre kleine Tochter hat ihre Entführung nur überlebt, weil die Eltern stillschweigend Lösegeld bezahlt und darauf verzichtet haben, die Polizei zu verständigen. Aus Angst um ihr einziges Kind bewahrten sie Stillschweigen. Umso größer ist die Bestürzung, als sich einige Monate nach diesem Vorfall ein Fremder meldet, der bestens über die Vorkommnisse Bescheid zu wissen scheint.

»Dieser dichte psychologische Spannungsroman ist so tiefgründig und fesselnd wie ein Hitchcock-Film.« Booklist

Patricia Carlon

# Die Macht des Schweigens

Kriminalroman

Aus dem Australischen von Stefan Lux

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Patricia Carlon wurde 1927 In Wagga Wagga / Australien geboren. Ihre zahlreichen Spannungsromane sind schon seit den Sechzigerjahren in mehreren Sprachen erhältlich. Sie lebte lange Zeit in Sydney , wo sie 2002 verstarb.

Die australische Originalausgabe erschien unter dem Titel Crime of Silence.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-  
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1965 by Patricia Carlon

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2001 by Stefan Lux

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Stefan Lux liegen beim Wilhelm Goldmann  
Verlag München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Stefan Lux

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-755-4

»Mr. Kiley?«, sagte Winton. »Tut mir Leid, ich erinnere mich nicht ...« Dann schnitt ein Stakkato-Redeschwall ihm das Wort ab, und sein Körper verkrampfte sich. Seine Stimme wurde fester und kühler, als er den Anrufer nun selbst unterbrach. »Der Galaxy? Ich gebe keine Zeitungsinterviews.« Als sein Blick zum Fenster wanderte, mischte sich Überraschung in seinen Ärger. »Schon gar nicht um ... wie spät ist es?« Er warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. »Erst halb sieben! Sind Sie verrückt?«

Das Stakkato wurde lauter, als ob die Stimme versuchte, ihn gewaltsam zum Schweigen zu bringen. Er hörte einen Moment zu, dann fielen Überraschung und Ärger von ihm ab: »Ich spreche mit niemandem über meine Tochter. Ich habe nichts ...«

Die andere Stimme flutete über ihn hinweg, diesmal zornig – und flehend. Er hörte eine Weile zu. Dann sagte er langsam, aber mit einem Rest von Zweifel in der Stimme: »Na gut, von mir aus können Sie herkommen«, und legte den Hörer auf die Gabel. So stand er längere Zeit und rieb den Ballen des einen Fußes sanft an den Zehen des anderen, ehe er über den Tisch hinweg zu seinen Zigaretten griff. Er rauchte im Stehen, während er die vergoldeten Zeiger und Ziffern der Uhr beobachtete. Dann drückte er die Zigarette aus, griff erneut nach dem Telefon und wählte hastig.

»Jack?«, sagte er. »Kannst du dich an einen Artikel im Galaxy erinnern, über einen gewissen Evan Kiley? Und ein Grundstück? Eine neue Brücke und eine Schnellstraße? Ich muss alles wissen, was dir dazu einfällt.«

Schweigend hörte er zu, bis er schließlich langsam antwortete: »Danke. Nein, ich kann dir noch nicht sagen, ob die Sache weiterverfolgt werden soll. Ich gebe dir Bescheid.«

Dann verließ er mit leisen Schritten das Zimmer, ein zierlicher Mann, dessen schmale Schultern in den Falten seines grün-weißen Baumwollpyjamas beinahe verschwanden.

Der Bungalow lag ruhig in der Stille des frühen Morgens, und als er geräuschlos über den dicken blauen Teppich des großen Schlafzimmers ging, das an einer Seite des lang gezogenen Gebäudes angebaut war, lag Annie noch immer in derselben Position. Ihre nackten weißen Schultern schauten unter dem Rand der Decke hervor, während ihr langes Haar eine rote Flamme auf dem Kopfkissen bildete.

Als er sie ansprach, klang seine Stimme freundlich und beinahe zaghaft: »Annie?«

Sie murmelte etwas ins Kissen, und ein rundlicher Arm bewegte sich leicht. Erst als er ihren Namen noch einmal aussprach, rollte sie herum, das dunkle Blau ihrer Augen noch immer vom Schlaf verschleiert. Er konnte zusehen, wie das Bewusstsein langsam in ihnen erwachte.

Dann sagte sie: »Du Teufel!«, aber ohne einen zornigen Unterton in der Stimme.

»Wir werden in einer Stunde Besuch bekommen. Um halb acht.« Er setzte sich auf seine Seite des zerwühlten Bettes.

»Teufel!«, wiederholte sie und griff nach ihm. Die Arme um seinen Körper und eine gerötete Wange dicht an seinen Lippen, murmelte sie: »Die Liebe eines Teufels ...«

»Nein.« Er löste ihre Finger. Als er wieder aufrecht saß, ihre Finger noch immer in seinen Händen, sagte er ruhig: »Wir werden uns über Victorias Verschwinden unterhalten ...«

Zuerst reagierte sie mit einem gemurmelten Protest und einer ungeduldigen Bewegung. Dann wurde sie beängstigend still.

Er fuhr fort: »Ein Mann namens Kiley will mit uns darüber sprechen.«

»Warum?«

»Weil sein Sohn verschwunden ist. Das sagt er jedenfalls.«

Der Ausdruck plötzlichen Entsetzens in ihrem Gesicht verschwand, als sie wiederholte: »So, das sagt er jedenfalls. Und was hältst du davon?«

»Ich weiß nicht, ob ich ihm glauben soll. Es könnte ein Trick sein, immerhin ist er Journalist. Aber er hat mir einige Einzelheiten über sich erzählt, und ich habe sofort Jack Haines angerufen, der alles bestätigt hat. Kiley besitzt ein Grundstück, das wertvoll geworden ist. Sechzigtausend Pfund. Die Presse hat darüber berichtet. So weit stimmt die Geschichte, Annie. Trotzdem ... ich weiß nicht recht. Auf jeden Fall ist es besser, wenn du jetzt aufstehst.«

»Mein Gott!« Es klang nicht bloß wie ein unmutiger Ausruf, sondern eher wie eine Art Gebet. Als ob eine gequälte Seele für kurze Zeit Frieden gefunden hätte, nur um gleich danach wieder neuen Qualen ausgesetzt zu werden. Er wusste, wie sie sich fühlte, und er konnte ihr nicht helfen. Das war das Schlimmste.

Um sie aus ihren schmerzlichen Erinnerungen herauszureißen, sagte er: »Annie, meine Annette ...«, und fand sich plötzlich selbst in alten Erinnerungen wieder. Er dachte an den Tag, als sie sich kennen gelernt hatten. Damals hatte er entsetzt ausgerufen: »Annette? Annette O'Brien? Wer hat dir denn das angetan?«

Sie hatte die Nase gerümpft und gelacht: »Meine Mutter. Die Arme war romantisch veranlagt. Aber für meinen Vater bin ich ein echtes irisches

Mädchen.«

Doch nicht einmal seine Stimme konnte sie jetzt auf andere Gedanken bringen, sie an ihre erste Begegnung und an ihr Lachen erinnern. Als er unter die Dusche trat, wusste er, dass sie nur an eines denken konnte. Bis Kiley seine Geschichte zu Ende erzählt hatte und vielleicht noch lange danach würde sie nur an eines denken können: jene halbe Woche vor acht Monaten. An nichts anderes würde sie sich erinnern, weder an ihre erste Begegnung noch an den langen Weg, den sie beide seitdem zurückgelegt hatten. Sein Weg vom Hotelangestellten bis zum Besitzer einer Motel-Kette, und Annies Weg von einer Lebensmittelverkäuferin in den Slums bis zur wohlhabenden Ehefrau in einem luxuriösen Haus an der Goldküste ...

Er trocknete sich ab und öffnete das Fenster, sodass ihm das Trommeln des tropischen Wolkenbruchs noch lauter erschien und glitzernde Regentropfen durch das feuchte Gold des Fliegengitters auf die weiß gestrichene Fensterbank spritzten. Nach der schwülen Wärme des verschlossenen Hauses sog er gierig den Geruch der feuchten und klaren Luft ein. Dann bemerkte er, dass eine der dicken schwarzen Spinnen, die zwischen den Blättern des Gartens lauerten, durch den Ventilator hereingekommen war und sich nun in all ihrer Scheußlichkeit auf dem Weiß der Badewanne ausbreitete wie ein ekliger Fleck. Er musste an den hässlichen Fleck denken, der vor acht Monaten sein und Annies Leben beschmutzt hatte. Von plötzlicher Wut gepackt, drehte er beide Wasserhähne auf und ließ einen heftigen Strahl in die Wanne spritzen, der die Spinne packte und das verzweifelt zuckende Tier durch den Abfluss ins Nichts beförderte.

Bevor er hinunterging, schaute er ins Kinderzimmer, doch die dreijährige Victoria schlief noch. Mit den rundlichen Zügen eines Kleinkindes sah sie doch bereits wie eine Miniaturausgabe von Annie aus. Plötzlich sah er für einen Augenblick in die Zukunft und sah seine Tochter die Treppe herunterlaufen, nicht in seine Arme, sondern in die eines anderen Mannes. Genau wie Annie würde sie stets am besten im Abendkleid aussehen, mit ihren cremefarbenen nackten Schultern und einem um ihre kleinen eleganten Schuhe wirbelnden Rock. Er fühlte eine plötzliche Welle der Abneigung gegenüber diesem Unbekannten in sich aufsteigen, der sie an jenem Tag erwarten und dem das Funkeln in ihren Augen gelten würde. Mit einem unwillkürlichen leisen Lachen berührte er den Hügel, den ihre kleinen Füße unter der Decke bildeten, verließ den Raum und schloss vorsichtig die Tür hinter sich.

Als er herauskam, war Annie schon im Wintergarten. Sie trug ein einfaches blaues Leinenkleid und Ledersandalen, ihre dichten roten Haare waren hochgesteckt.



Sie sagte: »Kaffee steht in der Küche, Liebster.« Als er mit seiner Tasse zurückkam, saß sie noch immer dort und starrte ins Leere. Ohne den Blick zu heben, fragte sie: »Was hat dieser Kiley dir erzählt?«

»Nur, dass sein Sohn verschwunden ist und dass die Entführer heute mit ihm Kontakt aufnehmen wollen. Wahrscheinlich hat er von den Gerüchten gehört, schließlich ist er Journalist.«

Mit einem Ruck fuhr ihr Kopf herum, und sie fragte hastig: »Glaubst du, es ist ein Trick? Damit wir alles ausplaudern und sie es überall verbreiten können ...«

»Wir müssen abwarten, Annie. Es könnte sein. Deswegen habe ich Jack angerufen. Es stimmt, dass Kiley über Nacht reich geworden ist, aber ... Wir müssen einfach abwarten und uns dann ein Urteil bilden.«

Mit einer leidenschaftlichen Intensität, in der er ihren unverändert großen Schmerz erkennen konnte, sagte sie: »Es muss ein Trick sein, es muss einfach einer sein, denn wenn es keiner ist ...« Dann verfiel sie wieder in Schweigen.

Er verlor sich in Erinnerungen und wusste, dass es ihr genauso ging. Erinnerungen an endlose Nächte in der warmen Dunkelheit, an das Herüberschleichen zum Kinderzimmer, nur um noch einmal »nachzuschauen, ob bei ihr alles in Ordnung ist«. Immer wieder. Und zwischen diesen nächtlichen Kontrollgängen eine endlose geflüsterte Diskussion, ob sie etwas verraten sollten; ob sie darüber sprechen sollten oder Stillschweigen bewahren, ob sie damit riskieren würden, dass einem anderen irgendwann dasselbe passieren könnte, und dass dann ein Teil der Schuld auf sie selbst zurückfallen würde.

Endlose Diskussionen, endloses Flüstern, ein endloses Hin und Her von Entscheidungen, bis am Ende alles auf Schweigen hinauslief.

Und jetzt? Wenn man dem Unbekannten am Telefon glauben konnte, waren er und Annie durch ihr Schweigen möglicherweise zu Verbrechern geworden, gerade so, als hätten sie Kileys Kind eigenhändig etwas angetan. Wenn es sich allerdings doch als ein Trick entpuppen sollte, wäre er wahrscheinlich so erleichtert, dass er Kiley ohne ein weiteres Wort gehen lassen würde.

Es klingelte, und er ging hinaus in die Diele. Ohne einen Blick auf Annie zu werfen, wusste er, dass sie ihm folgte. Mrs. Gage, die Haushälterin, kam schwerfällig aus der Küche, doch er winkte sie zurück. Er öffnete die Tür, und ein stürmischer Wind wehte herein, der an seinen Kleidern ebenso zerrte wie an den Kleidern des Paares, das draußen stand. Er trat zur Seite, um sie hereinzulassen, wobei er sie schweigend musterte. Der Mann war viel größer als er selbst, gut ein Meter achtzig und höchstens Mitte dreißig, acht oder zehn

Jahre jünger als er selbst. Eine gedrungene Figur, braune Haare und blasse Augen in einem länglichen, sommersprossigen Gesicht. Die Frau war klein und zierlich, mit grauen Augen und langen, vom Wind zerzausten dunklen Haaren, die ihr spitzes Gesicht einrahmten. Sie lehnte sich an die Wand hinter ihr, als ob völlige Erschöpfung von ihrem Körper Besitz ergriffen hätte. Er sah, wie Annie sich auf die andere Frau zubewegte, und registrierte die zerbrechliche Erscheinung der Fremden neben Annies dynamischem und kräftigem Körper.

»Sie sind Evan Kiley«, sagte er mit belegter Stimme und nickte in Richtung der Frau. »Ihre Gattin?«

»Ja.« In der leisen Stimme des Mannes schwang ein reservierter Unterton mit. Sie klang nun deutlich anders als das hastige Stakkato am Telefon.

»Miriam. Miriam Stead, wie sie lieber genannt wird.«

Und warum ist ihr das lieber, fragte sich Winton. Doch dieser Gedanke wurde beiseite geschoben von der dringenden Notwendigkeit zu klären, ob Kileys Geschichte ein Trick war – oder etwas Schlimmeres. »Ihr Sohn ist verschwunden?«, fragte er.

»Ja.« Dann suchte Kileys blasser Blick den des Älteren, und seine Stimme klang plötzlich herausfordernd: »Sie vertrauen mir nicht, stimmt's? Weil ich ein Journalist bin? Aber es ist wahr. Mein Sohn ist verschwunden. Er ist fünfzehn Monate alt, blond, hat graue Augen und ein Grübchen am Kinn. Er trägt einen weißen Schlafanzug mit einem gestickten blauen Pony auf der Vorderseite, und ich weiß nicht, wo er ist. Er ist dick und ein bisschen O-beinig und hat eine Allergie gegen Kuhmilch. Glauben Sie, dass die Leute, die ihn entführt haben, das wissen? Oder werden sie ...«

Er brach ab. In seinen blassen Augen lag ein merkwürdiger Schimmer. »Es tut mir Leid«, sagte er. »Aber wenn Sie mir zuhören würden ...«

## 2.

Als Kiley zu sprechen begann, klang seine Stimme hastig und leise, als ob alle Ereignisse vor seinen Augen wieder lebendig würden.

Der Geruch von Gas, sagte er, war das Erste, was er beim Öffnen der Tür wahrgenommen hatte. Er hatte in dem schmalen Flur gestanden, den Kopf gehoben und geschnüffelt. Das Haus war völlig dunkel, obwohl es das nicht hätte sein dürfen. Aus dem Kinderzimmer, wo der fünfzehn Monate alte Robin schlief, hätte ein schwaches Licht fallen sollen und noch ein helleres aus einem der anderen Räume, wo Irene auf seine Rückkehr wartete.

Er erinnerte sich, wie er den Wagen mit einem Rutschen zum Stillstand gebracht hatte, das dunkle Meer zur Rechten und zur Linken den kahlen Hügel, dem Comboroo seinen Namen verdankte. Er hatte dagesessen und geraucht, in dem zufriedenen Wissen, dass Irene Suttle auf Robin aufpasste, egal wie spät er nach Hause kam.

Als er das Gas roch, rief er zögernd: »Irene!«, aber als Antwort hörte er nur den Nachhall seiner Stimme. Plötzlich dachte er, dass sicher irgendwo ein Leck in der Gasleitung sei und Irene den Jungen wahrscheinlich mit in ihr Haus nebenan genommen hatte. Weil sein Hirn daran gewöhnt war, jede Geschichte mit konkreten Bildern zu verbinden, sah er vor seinem geistigen Auge plötzlich Irene, die Robins plumpen, schweren Körper eng an ihre eigene hagere Gestalt gedrückt hatte und durch den Regen lief, während kalte Windböen durch ihr blondes Haar peitschten.

Diese Vorstellung war so lebendig, dass er sich halb umdrehte und zurück zur weißen Eingangstreppe ging. Von dort aus blickte er über den niedrigen Gartenzaun hinüber auf Irenes Haus. Es war dunkel.

Nach einigen Sekunden drang der Gasgeruch wieder in sein Bewusstsein. Er drehte sich wieder zu seinem eigenen Haus um und rief mit scharfer Stimme: »Irene!« Hastig riss er die Tür auf und schaltete das Licht in der Diele ein, dann im Arbeitszimmer und zuletzt im Salon, der zum Meer hin eine verglaste Wand hatte.

Seine Hand lag auf dem Lichtschalter, als das Telefon klingelte. Er reagierte automatisch, ganz wie ein Mann, dessen Tage und Nächte schon lange vom Telefon diktiert wurden, durch das immer Hinweise auf eine Story kommen konnten, die am nächsten Tag eine Schlagzeile liefern würde.

Der Gasgeruch und sogar der Gedanke an Irene und Robin waren plötzlich zur Nebensache geworden, als er den Hörer abnahm und sich mit fester Stimme meldete: »Evan Kiley.«

Eine lange Stille folgte, in der der Gasgeruch und die Sorge um Irene und den Jungen wieder auf ihn einstürzten, bis er irritiert ausrief: »Hier spricht Evan Kiley. Wer ist da?«

»Seien Sie kein Dummkopf und lassen Sie die Polizei aus dem Spiel!«, sagte die Stimme. »Wir haben Ihren Sohn. Wir werden morgen Mittag wieder anrufen. Seien Sie kein Dummkopf, und rennen Sie nicht zur Polizei!«

Er brauchte eine ganze Weile, um den Hörer langsam und vorsichtig vom Ohr zu nehmen und wieder auf die Gabel zu legen. Ein seltsames würgendes Gefühl packte ihn, als er auf die rechte Seite des Korridors hinüberging. Seine Hand schloss sich um den mit Blumen bemalten Porzellangriff der Tür neben dem Badezimmer. Er drückte sie auf und horchte nach einem sanften Atemgeräusch, während seine Nerven zu flattern begannen. Im Kinderzimmer brannte immer ein schwaches Licht, ohne das der Junge nicht schlafen konnte. Jetzt war es gelöscht, und ihm fiel auf, dass das Telefon genau in dem Moment geläutet hatte, als er das Licht im Haus eingeschaltet hatte, als ob es jemandem draußen in der stürmischen Nacht seine Rückkehr signalisiert hätte.

Schnell fuhr seine Hand zum Lichtschalter, und er blickte auf das cremefarbene Kinderbett. Eine gelbe Ente mit einer Kette aus bunten Blumen lag am Fußende zwischen der blauen Decke und dem weißen Laken.

Von Robin war nichts zu sehen. Als er zum Kinderbett hinüberging und seine flache Hand auf das Laken legte, fühlte es sich kalt an. Als ob der Junge schon seit langer, langer Zeit fort wäre.

Er blickte auf seine Hand herunter und nahm aus einer merkwürdigen Distanz wahr, dass seine dünnen Finger, ein merkwürdiger Kontrast zu seiner stämmigen Figur, leicht zitterten. Er zog die Hand vom kalten Laken zurück, startete aber weiter auf das leere Bett. Alles, was er denken konnte, war, dass es einfach absurd war, dass irgendein Fremder Robin herausgehoben und mitgenommen haben könnte, ohne dass er aus seinem leichten Schlaf aufgewacht wäre und das Haus zusammengebrüllt hätte – und ohne dass Irene herbeigeeilt wäre, um nach dem Rechten zu sehen.

Wo war denn Irene überhaupt? In plötzlichem Schock hob er den Blick vom Bett, und Bewegung kehrte in seinen Körper zurück. Als er das Schlafzimmer verließ, sagte er sich mit wachsendem Zorn, dass jemand ihm mit Sicherheit nur einen dummen Streich spielte. Irene hatte den Jungen aus irgendeinem Grund mitgenommen – wegen der defekten Gasleitung, dachte er in plötzlicher Dankbarkeit. Sie hatte den Gashahn nicht gefunden, um ihn zuzudrehen. Wahrscheinlich hatte sie Robin in seinen Sportwagen gesetzt und ihn zu Nachbarn gebracht. Jemand hatte sie weggehen sehen – und dann angerufen und ihn in Panik versetzt. Er hatte sich in seiner journalistischen

Laufbahn viele Feinde gemacht. In der Gegend um Comboroo hätte er ein halbes Dutzend Leute aufzählen können, die die Entschlossenheit hassten, mit der er Geschichten über sie und ihre Aktivitäten gedruckt hatte.

Er stieß die Küchentür auf und wurde vom ausströmenden Gas zurückgedrängt, das ihm zusammen mit einem ranzigen Geruch von Verbranntem entgegenschlug. Er kehrte um und stieß Türen und Fenster auf, bis die Gardinen mit ihren goldfarbenen Taftfalten an der Glaswand des Salons ein Geräusch erzeugten wie das ärgerliche Summen aufgeschreckter Bienen. Er roch die bittere Süße regendurchtränkter Erde, die hereinströmte und sich über den Gasgeruch legte.

Im Badezimmer befeuchtete er ein Handtuch und hielt es über Mund und Nase, während er in die Küche zurückkehrte, wo er seine Ahnung bestätigte fand. Einer der Brenner am Gasofen war ganz aufgedreht, aber die Flamme brannte nicht. Eine klebrige Masse hatte sich an den Seiten eines Kochtopfs und rings um den Brenner herum verteilt. Mit einer heftigen Bewegung schloss er den Gashahn, ehe es ihm gelang, das Fenster weit aufzureißen und wieder aus dem Zimmer zu laufen.

Danach stand er wieder in der Diele und ließ zum ersten Mal den Gedanken zu, dass die sanfte Stimme am Telefon es ernst gemeint haben könnte und dass irgendjemand Robin tatsächlich mitgenommen hatte.

Dass eine fremde Person im Haus gewesen war, lag auf der Hand. Robin und Irene waren fort. Jemand hatte die Lichter ausgeschaltet, sodass ihr Aufleuchten einem Beobachter seine Rückkehr signalisierte. Irene musste gerade etwas aufgewärmt haben, als sie gestört wurde. Von einem Eindringling? Vom Weinen des Jungen? Vom Klingeln des Telefons? Sie war hastig losgelaufen, und der Inhalt des Topfes war übergekocht und hatte die Flamme gelöscht. Und sie hatte nicht zurückkommen können, um das Gas abzuschalten.

Seine Hände tasteten nach einer Zigarette, ehe ihm einfiel, dass die Flamme eine Explosion auslösen konnte. Er blieb einfach stehen, roch immer noch das Gas und fragte sich, ob Irene wohl bei dem Jungen war. Ob Robin weinte. War Irene vielleicht durch einen Anruf aus dem Haus gelockt worden? Er konnte sich nicht vorstellen, was man ihr wohl gesagt hatte. Noch weniger konnte er sich vorstellen, dass sie gegangen war und den Jungen allein gelassen hatte. Vielleicht wäre sie das Risiko eingegangen, wenn sie ihn, Kiley, bald zurückerwartet hätte. Aber dann hätte sie bestimmt eine Nachricht hinterlassen. Ganz sicher hätte sie das getan.

Er kehrte in den großen Salon zurück und suchte danach, dann im Arbeitszimmer mit den grünen Aktenschränken voller Zeitungsausschnitte und

dem ramponierten Schreibtisch. Aber auch dort fand er nichts.

In diesem Augenblick fiel ihm Miriam ein, und an die Stelle tastenden Nachdenkens trat blindwütiger Zorn. Seine Gedanken kehrten zurück in jene Nacht vor sechs Monaten, als er mit Miriam den letzten heftigen Streit gehabt hatte. Er dachte an die gegenseitigen Drohungen, die scharfen Antworten. Es war ein Vulkanausbruch gewesen, der all den Hass und die Verbitterung in ihrer Ehe ans Tageslicht gebracht hatte. Miriam war allen Argumenten gegenüber taub geblieben. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, auf die Bühne zurückzukehren, von der sie sich nach ihrer Hochzeit zurückgezogen hatte. Freiwillig zurückgezogen hatte, wie er ihr immer und immer wieder vorgehalten hatte. »Aber ich wollte niemals für immer aufhören«, hatte sie protestiert. Der Protest war zu Verbitterung geworden, und die Verbitterung zu Wut und dann zu Hass, denn er hatte sich darauf versteift, in Combaroo zu bleiben und keinesfalls in die Stadt zu ziehen, wo sie gleichzeitig ihre Ehe und ihre Karriere hätte haben können.

Er hatte erwartet, dass sie sich nach Robins Geburt beruhigen würde. Später aber war ihm klar geworden, dass die erzwungene Passivität und die Monate des Wartens, in denen die Ärzte ihr ernsthafte Konsequenzen ankündigten, falls sie sich nicht ausruhte, ihre Rastlosigkeit und Verbitterung nur genährt hatten, bis sie dann in ihrem flammenden Streit aufgebrochen waren. Robin war damals neun Monate alt.

Er erinnerte sich, wie er ihr erklärt hatte, sie müsse Robin zurücklassen, wenn sie fortginge. Er hatte erwartet, damit den Streit zu beenden, denn trotz all ihrer Fehler liebte sie Robin doch über alles. Er erinnerte sich, wie sie den Kopf zurückgeworfen und geschrien hatte: »Sieh dich doch an! Ausgerechnet du willst allein für ein Baby sorgen? Du müsstest eine Haushälterin engagieren, die sich nie so um ihn kümmern könnte wie ich.«

Er drehte den Spieß um und hielt ihr vor, wenn sie fortginge, müsse sie sich eine Wohnung suchen und jemanden finden, der sich um Robin kümmerte, während sie arbeitete. Bei ihr würde Robin ohne seinen Vater und die meiste Zeit auch ohne seine Mutter aufwachsen.

»Ich werde es nicht zulassen, dass er in einem schäbigen Hinterzimmer eingesperrt wird. Und mehr wird deine Gage kaum hergeben«, hatte er sie erinnert. »Ich weiß genau, worauf das am Ende hinausläuft: Ein einziges Zimmer und eine Schlampe von Vermieterin, die ihn im Auge behält, wenn sie nicht mal gerade wieder vergessen hat, dass er überhaupt da ist.«

Sie hatte damit gedroht, vor Gericht um Robin zu kämpfen, und er hatte sie ausgelacht. Schließlich wäre sie diejenige, die Mann und Kind verließ, ohne dass er ihr einen Grund dafür gegeben hätte.

Trotzdem war sie schließlich gegangen und hatte sich mit den Worten verabschiedet: »Ich werde dir Robin doch wegnehmen, Evan. Ich werde ein anständiges Zuhause für ihn finden und mir einen Job suchen. Dann werde ich vor Gericht gehen und das Sorgerecht beantragen. Du wirst von mir hören, wenn ich ein Zuhause für ihn habe.«

Danach aber war nichts mehr von ihr gekommen außer einigen fröhlich verpackten Geschenken zu Robins Geburtstag. Kiley hatte eine Frau mittleren Alters als Haushälterin angestellt und versucht, sich in die neue Rolle des allein Erziehenden Vaters einzuleben. Jetzt stand er in seinem verlassenem Haus und fragte sich in kaltem Zorn, ob die Ereignisse dieser Nacht Miriams Werk waren. Sie mussten ihr Werk sein, sagte er sich. Wenn sie vor Gericht gehen und beweisen könnte, dass Robin vernachlässigt würde ...

Vor seinen Augen erstanden Bilder der Gerichtsszene: Er selbst, der zugab, ja, bei ihm wohnte zurzeit leider keine feste Haushälterin – die Letzte in einer langen Reihe hatte vor drei Tagen gekündigt, und die Nächste würde erst in einer Woche eintreffen. Und ja, er hatte den Jungen in der Obhut einer Nachbarin gelassen. Sogar ziemlich häufig. An jenem speziellen Abend hatte er eine Party besucht, auf der seine Anwesenheit nicht wirklich nötig war. Er war gegangen, um einmal andere Gesellschaft zu haben als die seines Sohnes und seiner Nachbarin Irene Suttle. Ja, er war sogar noch längere Zeit fortgeblieben, nachdem die Party schon zu Ende war. Er hörte Miriams Anwalt andeuten, dass er vielleicht zu viel getrunken hätte; dass er sich unterwegs so lange aufgehalten hätte, weil er in der Nachtluft einen klaren Kopf bekommen wollte, damit er nach Hause fahren und Irene Suttle in einem halbwegs nüchternen Zustand gegenüber treten könnte.

Das Schlimmste war, dachte er in wachsender Panik, dass all das stimmte. Er hatte sich endlose Sorgen um Miriam gemacht, wie es ihr ginge und wie sie lebte. Gleichzeitig hatte er sich strikt geweigert, den ersten Schritt zu tun, um es herauszufinden und um sie wiederzusehen. Zum Druck bei der Arbeit war noch die ständige Sorge um Robin gekommen, wobei er nur auf die Hilfe einer Reihe desinteressierter Frauen mittleren Alters zurückgreifen konnte. Bald nachdem Miriam fortgegangen war, hatte er zu trinken begonnen. In jener Nacht hatte er deutlich zu viel getrunken. Er war langsam und vorsichtig zu dem unbebauten Grundstück am Meer gefahren, hatte sich hingesetzt, geraucht und gewartet, bis er mit einem Anschein von Würde nach Hause kommen konnte.

Er fragte sich jetzt, wie lange er wohl dort gewesen war und mitten auf jenem Stück Land geparkt hatte, das ihm sein Vater hinterlassen hatte. »Kileys weißer Elefant«, so nannte man es in Combaroo, bis der Strich einer

Regierungsfeder auf einer Landkarte und ein Gutachten es in eine Goldgrube verwandelt hatten.

Er hatte dort mitten auf dem Land gesessen, das über Nacht rund sechzigtausend Pfund wert geworden war, und Pläne für Robin und sich selbst gemacht. Er hatte sich gefragt, ob das Geld Miriam zu ihm zurückbringen werde, und ob sie glücklich werden könnten, falls sie zurückkehrte. Und die ganze Zeit war ihm klar, dass er seinem Glück erst dann trauen würde, wenn er das Geld in den Händen hatte.

Eine plötzliche Übelkeit befiel ihn, als er sich vorstellte, wie Miriams Anwälte aus seinem Alkoholkonsum, seinem Partybesuch und der möglichen Vernachlässigung seines Sohnes eine gute Story machten. Nicht einmal sein neu gewonnener Reichtum würde ihm dann die Vormundschaft über seinen Sohn erkaufen können.

Er wusste nun auch, dass seine Starrköpfigkeit ihm auf bittere Weise heimgezahlt wurde. Er hatte bewusst darauf verzichtet, Miriams Spur zu verfolgen. Jetzt hatte er nicht die entfernteste Idee, wo sie sich aufhielt. Sie konnte im Norden, im Süden oder im Westen leben, in einem einzigen Zimmer oder in einem Landhaus, und er kannte weder ihren noch Robins Aufenthaltsort. Und er würde ihn nicht erfahren, bis am nächsten Tag ... Falls die Stimme ihr Versprechen hielt und am Mittag anrief.

Die Stimme. Seine Gedanken hielten sich nervös an der Erinnerung fest. Es war nicht Miriams Stimme gewesen, die gesagt hatte: »Wir haben Ihren Sohn.« Es war eine tiefe, heisere Männerstimme gewesen, so viel war sicher. Wer also war der Mann? Bei dem Gedanken, dass Miriam mit jemand anderem zusammengezogen war, flammte sein Zorn wieder auf. Dass sich Robin gerade jetzt in den Armen eines fremden Mannes befand ... Sei kein Dummkopf, befahl er sich selbst. Miriam würde nie ihre Chancen, den Jungen zu bekommen, aufs Spiel setzen, indem sie Ehebruch beging, noch bevor sie beim Gericht das Sorgerecht beantragt hatte. Sie würde ein makellooses und perfektes Leben führen, da war er sicher.

Aber warum hatte sie es dann plötzlich riskiert, zurückzukommen und Robin zu entführen? Und warum hatte sie keine Nachricht zurückgelassen, um ihre Tat zu erklären? Und stattdessen jemanden anrufen zu lassen: »Wir haben Ihren Sohn ...?«

Abupt machte er sich auf den Weg ins Badezimmer. Er beugte seinen Kopf über das Becken und drehte unbarmherzig das kalte Wasser an. Er fühlte den Schock des kalten Wassers, das über seinen Kopf und Hals lief und auch in Kragen, Mantel und Hemd eindrang. Als er wieder aufrecht stand und sich abtrocknete, ohne die unangenehm feuchte Kleidung zu registrieren, war auch



die letzte Benommenheit des Alkohols verschwanden. Sein Kopf war wieder klar und arbeitete schnell. Laut sagte er zu sich selbst, dass er zunächst absolut sicher gehen musste, dass weder Irene noch Miriam eine Nachricht hinterlassen hatten. Er fragte sich, welches wohl der beste Ort für eine solche Nachricht wäre – und dachte sofort ans Kinderzimmer.

Als er in den kleinen cremefarbenen Raum zurückkam, spürte er einen Anflug von Kälte in seinen feuchten Kleidern. Er suchte mehrere Minuten lang in den aufgetürmten Decken des Kinderbettes nach einer Nachricht. Dann erst merkte er, dass er fror, weil der kalte Wind durch die offenen Türen und Fenster durchs ganze Haus fegte.

Er dachte an die Schiefertafel in der Küche, auf der er Nachrichten für die jeweiligen Haushälterinnen notierte. Wieder drängten sich lebhaft Bilder vor seine Augen: Irene mit ihren ungekämmten blonden Haaren, wie sie den Hörer auflegt, in die Küche hetzt, den Topf auf dem Herd vergisst, aber die Kreide nimmt und schnell etwas hinkritzelt, bevor sie hinaus in die Nacht läuft.

Als er in die Küche zurückkam, lag der Gasgeruch noch immer in der Luft, wenn auch schwächer. Diesmal schaltete er das Licht ein, sodass der ganze Raum vor seinen Augen erleuchtet war, anstatt nur vage durch die Lichter der angrenzenden Zimmer erhellt zu werden.

Nun sah er Irene sofort. Aber erst nach zehn Minuten – in denen er sie von dem Stuhl losband, an den sie gefesselt war, ihren dünnen Körper auf den kalten orangegrauen Linoleumboden legte, auf sie einredete und ihren nicht mehr vorhandenen Puls fühlte – konnte er sich eingestehen, dass sie tot war.

»In diesem Moment wusste ich, dass Miriam nicht Robins Entführerin war«, sagte Kiley. »Sie hätte niemals Gewalt angewendet und es gewagt, Irene zu fesseln. Sie würde es nicht darauf ankommen lassen, dass ich vor Gericht aussagen könnte, dass die Frau, die mich im Stich gelassen hat, gewaltsam gegen Robins Aufpasserin vorgegangen ist und den Jungen an sich genommen hat. Davon abgesehen entsprach Gewalt – körperliche Gewalt, ich spreche nicht von zornigen Worten – einfach nicht Miriams Charakter. Sie war es nicht gewesen, da war ich mir ganz sicher. Aber wer dann?«

Während er gegen den galligen Geschmack der Panik ankämpfte, der ihm in die Kehle stieg, ermahnte er sich, nicht durchzudrehen. Wieder und wieder sagte er sich, dass Entführungen in diesem Land einfach nicht passierten. Doch wie ein Stich fuhr ihm die Angst ins Herz und die Erinnerung daran, dass es eben doch schon einmal geschehen war. Vor einem Jahr war hier in der Gegend ein Kind entführt worden, und die Eltern hatten die Polizei eingeschaltet. Und dann ... Sie hatten ihr Kind nicht mehr gesehen. Nie wieder.

Seine Angst drang immer tiefer, als ihm all der Presserummel einfiel, den sein plötzlicher Reichtum ausgelöst hatte. Er war ein bekannter Mann geworden, in seiner eigenen Zeitung und auch in den überregionalen Magazinen, die sein Gesicht und seinen Namen unter breiten Schlagzeilen abgedruckt hatten.

Als sich die Panik langsam gelegt hatte, dauerte es eine Weile, bis er zur Überzeugung gelangte, dass er Irene nicht mehr helfen konnte. Im Leben war sie nie besonders hübsch gewesen, mit ihrer olivfarbenen Haut, die nicht zu dem feinen blonden Haar passte, und ihrem schlanken, fast schon knöchigen Körper. Im Tod nun wirkte sie wie eine grell zurechtgemachte Puppe. Einen Augenblick lang dachte er, dass die kirschrote Färbung ihrer Haut den Eindruck erweckte, als hätte irgendwer in einem Anflug von kindlichem Trotz oder Boshaftigkeit einen Topf mit Rouge in ihrem Gesicht verschmiert.

Endlich erhob er sich und sagte zu sich selbst, dass er einen Arzt rufen musste, obwohl er wusste, dass jede Hilfe für sie zu spät kam. Ihre Haut war kalt, und er überraschte sich dabei, wie er mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit zu bestimmen versuchte, wie lange das Gas wohl in den geschlossenen Raum geströmt war und wie lange sie zum Zeitpunkt seiner Rückkehr schon tot gewesen war.

Dann wurde ihm übel, und er taumelte ins Badezimmer. Dort blieb er, bis er sich endlich von der Vorstellung lösen konnte, wie er mitten auf dem Stück Land gesessen hatte, das ihn wohlhabend gemacht hatte, wie er geraucht und Pläne geschmiedet hatte, während Robin entführt wurde und Irene im Sterben lag. Irgendwann hörte er auf, wie ein Papagei zu wiederholen: »Wäre ich früher zurückgekommen, dann wäre jetzt alles in Ordnung. Wäre ich bloß eine Stunde früher zurückgekommen, dann wäre mit ihr und Robin alles in Ordnung.«

Er versuchte, die zerstörerische Kraft dieser Vorwürfe aus seinem Kopf zu verbannen, um wieder klare Gedanken fassen zu können. Da er sicher war, dass kein Arzt mehr helfen konnte, blieb nur die Polizei. Der nächste logische Schritt wäre, sie jetzt anzurufen und die Beamten mit den routinierten Untersuchungen beginnen zu lassen, die ein gewaltsamer Tod üblicherweise nach sich zog.

Aber bei dem Wort »Polizei« stockten seine Gedanken. Wie ein eisiger Schock überfiel ihn die Erkenntnis, dass selbst dieser Ausweg ihm verschlossen blieb. Wenn er die Polizei anriefe, würden sie mit Blaulichtern vorgehen, und ihre Uniformen würden eine noch deutlichere Sprache sprechen. Sie würden das Haus, ihn selbst, Irenes Tod und Robins Verschwinden zu ihrer Sache machen. Draußen im Sturm aber hatte jemand das Haus beobachtet, ihn angerufen und unmissverständlich gefordert: »Seien Sie kein Dummkopf! Lassen Sie die Polizei aus dem Spiel!« Schon einmal hatte man diese Worte zu einem Mann gesagt. Er hatte nicht gehorcht und sein Kind nie mehr wiedergesehen.

Die Tatsache, dass der unbekannte Anrufer Irenes Tod sicher nicht einkalkuliert hatte, half ihm nicht weiter. Sollte die Polizei auftauchen, wäre das mit Sicherheit Robins Todesurteil. Er versuchte, nicht an Robin zu denken, an die pausbäckigen, rosigen Wangen des Jungen, an die Art, wie er im Schlaf seine Hände zusammenrollte, an sein Lachen mit halb geschlossenen dunklen Augen unter den langen Wimpern. Er versuchte, nur an das zu denken, was er für Irene und für sich selbst tun konnte – irgendeinen Weg zu finden, um die Verantwortung für ihren Tod loszuwerden, ohne Robin und sich selbst ins Spiel zu bringen. Mit fieberhafter Eile erhob er sich und schmiedete verzweifelnde Pläne, während er im Zimmer auf und ab lief. Er beschloss, sie in ihr eigenes Häuschen zurückzubringen, sie dort in die Küche zu legen, eine der Gasflammen anzuzünden, irgendeinen Soßentopf überkochen zu lassen und die Kulisse für einen Unfall herzurichten. Für einen Sturz beispielsweise, durch den sie ohnmächtig geworden war. Der Topf war übergekocht, hatte die Flamme gelöscht, und sie war am ausströmenden Gas gestorben, ohne dass

irgendeine Verbindung zwischen diesem Unfall und Robins Verschwinden bestand.

Ungeduldig versuchte er zu berechnen, wie lange er warten musste, bis das Gas sich im Haus verteilt hatte und ihr Tod dort plausibel erschien.

Dann stockte er. Er wusste, dass sein Plan nicht funktionieren würde. Sobald er einen Arzt rief, würden die Dinge außer Kontrolle geraten. Der Arzt würde die Polizei benachrichtigen. Die Polizei würde ihn als Nachbarn befragen, als denjenigen, der das Gas rochen und den Arzt gerufen hatte. Und er konnte es sich nicht leisten, die Polizei auch nur in seine Nähe kommen zu lassen. Dieser Punkt musste in seinen Überlegungen an erster Stelle stehen.

Langsam zündete er sich eine Zigarette an und versuchte, seine rasenden Gedanken zu beruhigen, denn irgendetwas musste er schließlich tun. Irene war tot. Sie würde vermisst werden, und er hatte keine Vorstellung davon, wie lange es dauern würde, bis Robin wieder bei ihm wäre, wann eine Lösegeldforderung eintreffen würde, wann man ihn wissen lassen würde, wie er das Geld übergeben und den Jungen zurückbekommen könnte.

Er ertappte sich dabei, das Telefon anzustarren und darauf zu hoffen, dass es klingelte und der Mann noch einmal sagte: »Wir haben Ihren Sohn.« Er könnte ihm dann sagen, dass Irene tot war und irgendetwas unternommen werden musste, dass er einen Arzt rufen und der Arzt die Polizei verständigen würde. Er wollte dem anderen Mann versichern, dass er trotz der Polizei in der Nähe des Hauses kein Sterbenswörtchen über Robin verlieren würde. Dann meldete sich seine Vernunft zurück.

Er fragte sich, was wohl passiert wäre, wenn das Telefon jetzt tatsächlich geläutet hätte, wie er es sich ausgemalt hatte, und wenn er mit all dem herausgeplatzt wäre. Hätte der andere Mann Robin auf der Stelle getötet? Das war nur zu wahrscheinlich. Wenn er bei seiner Festnahme mit einer Mordanklage rechnen musste, waren Robins Chancen noch geringer. Solange der Mann, der »Wir haben Ihren Sohn« gesagt hatte, sich in Sicherheit glaubte, würde er möglicherweise seinen Teil des Handels einhalten und sich bemühen, den Jungen unversehrt zurückzugeben – natürlich mit der Androhung, dem Jungen auch später noch etwas anzutun, falls die Polizei im Nachhinein informiert würde.

Er kramte in seinem Gedächtnis nach Gerüchten, die ihm und anderen Kollegen von der Zeitung vor einigen Monaten zu Ohren gekommen waren. Dass die Tochter eines Mannes, der es innerhalb von zehn Jahren vom Hotelbediensteten bis zum Chef eines großen Konzerns gebracht hatte, verschwunden war. Er selbst hatte versucht, den Wahrheitsgehalt dieser

Geschichte zu überprüfen. Das Gefühl brennender Ungerechtigkeit stellte sich wieder ein, das er damals empfunden hatte, als die Tür vor seinem Gesicht zugeschlagen worden war und man ihn mit einem wild gewordenen Monster von Hund bedroht hatte. Während er noch darüber nachdachte, wurde ihm plötzlich klar, dass das Gerücht damals auf Tatsachen basiert hatte und dass das Kind zurückgegeben worden war, mit ebenjener Drohung, von der er sich ausgemalt hatte, dass sie bei Robins Rückkehr ebenfalls ausgesprochen werden würde.

Auf diese Weise, folgerte er, konnte sich der Entführer mit einem selbstgefälligen Gefühl der Sicherheit zurücklehnen. Wenn er aber wüsste, dass diesmal, unabhängig von der unversehrten Rückkehr des Jungen, die Polizei informiert werden musste ... was dann?

Plötzlich dachte er nicht mehr an Robin oder Irene oder irgendeines der scheinbar unüberwindlichen Hindernisse, die sich vor ihm auftürmten und auf eine Lösung harrten. Er versuchte sich vorzustellen, wo sich ein Beobachter versteckt halten könnte.

Er glaubte nicht, dass sich der Mann in der Nähe des Hauses aufhielt. Nicht bei dem Sturm, der draußen tobte und schon den ganzen Abend getobt hatte. Dort draußen gab es keinen Schutz, und von einem etwas entfernt geparkten Auto aus würde die Sicht bei dem peitschenden Regen nicht ausreichen. Wenn der Beobachter direkt in der Nähe des Hauses war, dann hätte das Telefon sofort nach der Ankunft seines grauen Holden vor dem Haus geklingelt und nicht erst, nachdem er ausgestiegen und die Lichter im Haus seine Rückkehr wie ein Leuchtsignal angezeigt hatten. Und ohnehin war die nächste Telefonzelle ein gutes Stück entfernt.

Das Haus der Kileys und das von Irene Suttle standen dicht beisammen am Fuß des Hügels. Das nächste Haus war knapp dreihundert Meter entfernt, und noch ein Stück weiter zog sich eine Reihe von Gebäuden bis hin zum Meer. Der Anrufer hielt sich möglicherweise in einem von ihnen auf, oder in der Telefonzelle ganz am Ende der Straße. Wahrscheinlich dort, überlegte Kiley. So konnte er die Lichter in seinem Haus sehen und gleichzeitig die Straße im Auge behalten. Wahrscheinlich hatte er den grauen Holden nicht sicher identifizieren können, als er an ihm vorbeigefahren war. Es hätte zu dieser Tageszeit auch noch ein Besucher zu einem der Häuser kommen können. Aber sobald der Beobachter sicher war, dass Kiley zu Hause war, würde er jeden Wagen genau registrieren, der die Straße hinauf- oder herabfuhr. Und ein Polizeiauto oder einen Notarzt würde er auf jeden Fall bemerken.

Kileys Gedanken kehrten wieder zu Robin und zu der Frage zurück, wo er nun sein mochte. Sicher nicht in der Nähe. Und sicher nicht im Bezirk, wo man

ihn wiedererkennen könnte. Also musste es sich um zwei Entführer handeln. Einer zum Beobachten und einer, der Robin bewachte. Der Mann hatte gesagt: »Wir haben Ihren Sohn.« Er weigerte sich, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der Anrufer ihn absichtlich in die Irre geführt hatte und dass eine Person völlig ausreichte – wenn Robin schon tot war.

Er kehrte in den großen Salon mit den raschelnden goldenen Vorhängen zurück, und sein träge tastender Blick blieb schließlich an der Wanduhr über dem großen, aus Natursteinen gemauerten Kamin hängen. Obwohl er ganz automatisch wahrnahm, dass es zwei Uhr morgens war, sickerte nur langsam die Erkenntnis in sein Bewusstsein, dass ihm die Zeit davonlief, dass es bald dämmern würde und er sich entscheiden musste, was er mit Irenes Leiche tat.

Obwohl sein Mitgefühl verlangte, noch einmal zu ihr zurückzugehen und sich zu vergewissern, dass sie sich tatsächlich nicht bewegt hatte, konnte er sich nicht dazu überwinden. Und doch würde es sich nicht vermeiden lassen, noch einmal zurückzukehren, denn schließlich konnte er sie nicht so liegen lassen, hingestreckt in der Unansehnlichkeit des Todes. Er musste sie fortschaffen. Und bis zu Robins unversehrter Heimkehr durfte niemand erfahren, was passiert war.

Entsetzen überfiel ihn, als er versuchte, sich über sein weiteres Vorgehen klar zu werden. Irene Suttle war seit sieben Monaten seine Nachbarin. Sie hatte für Robin die Rolle einer Tante gespielt und war ihm selbst während der letzten sechs Monate zu einer unverzichtbaren Stütze geworden. Wenn er allerdings näher über sie nachdachte, erschien sie ihm als schemenhafte Gestalt.

Sie war um die dreißig Jahre alt gewesen, eine farblose, schüchterne, introvertierte Frau mit leicht schlampigen Gewohnheiten. Er dachte an ihre Kleider, die gelegentlich nicht direkt schmutzig, aber ein wenig schmuttellig und verknittert gewirkt hatten. Er erinnerte sich an ihr dünnes und unordentliches blondes Haar und die ungeduldigen Bewegungen, mit denen sie es nach hinten bürstete. Er erinnerte sich, wie sie von ihrer Mutter gesprochen hatte, die nach jahrelanger Krankheit gestorben war. Das Haus, auch daran erinnerte er sich, war verkauft worden, und Irene hatte sich in Combaroo niedergelassen, weil es, ganz anders als ihr früheres Zuhause, nah am Meer lag.

So weit konnte er sich erinnern, doch fielen ihm weder der Name ihres letzten Wohnortes noch irgendwelche früheren Freunde ein, falls sie überhaupt je von ihnen gesprochen hatte. Er wusste, dass sie das leere Haus nebenan auf der Basis wöchentlicher Mietzahlungen übernommen hatte und sich mit vagen Plänen getragen hatte, Töpferwaren zu verkaufen. Als sie einmal

angefangen hatte, ihm davon zu erzählen, hatte er nicht richtig zugehört.

Als er nun versuchte, nicht an die endgültige Stille zu denken, in der sie nun dalag, wurde ihm klar, wie wenig er sie gekannt hatte. Sie war ihm stets als eine Frau erschienen, die sich selbst um ihre Angelegenheiten kümmerte. Vielleicht – so sagte er sich mit einem plötzlichen Gefühl der Erleichterung – hatte er deswegen nie versucht, mehr als einen rein nachbarschaftlichen Kontakt aufzubauen, mit dem auch sie offensichtlich zufrieden war.

In einem Anflug von Selbstkritik musste er allerdings zugeben, dass seine wahren Gründe für die oberflächliche Bekanntschaft ganz einfach Egoismus und Desinteresse gewesen waren. Er hatte seine eigenen Probleme gehabt – eine ganze Menge sogar. Von ihren hatte er nichts wissen wollen. Hätte sie ihn wirklich einmal um seinen Rat oder um Hilfe gebeten, so hätte er sie wahrscheinlich abgeblockt oder an jemand anderen verwiesen.

Mit unsicheren Schritten ging er hinüber zum Kamin und betrachtete sich in dem darüber angebrachten Spiegel. Seine blassen Augen starrten ihn ausdruckslos an. Auf seinen sommersprossigen Wangen lag eine ungewohnte Röte, und eine Haarlocke hing ihm unordentlich in die Stirn. Die Falten, die Miriam einmal Zornesfalten genannt hatte, zogen tiefe Furchen zwischen seine Augen und, noch tiefer, von den Mundwinkeln abwärts.

Er verspürte ein unangemessenes Bedürfnis zu lachen. Sein Sohn war verschwunden, und eine Frau war tot. In einigen Stunden würde er eine Lösegeldforderung erhalten. Er war völlig allein, und niemand konnte ihm helfen. Es war zwei Uhr morgens, und irgendwie musste er dafür sorgen, dass Irenes Tod für eine unbestimmte Zeit verborgen bleiben würde. Alles, was er tun konnte, war sein eigenes Spiegelbild anzustarren und sich Vorwürfe zu machen, dass er sich nie um die Sorgen einer Frau gekümmert hatte, die ihn jetzt nicht mehr um Hilfe bitten konnte.

Schließlich ging er zur Vitrine und goss sich bedächtig einen Whisky ein, gab Soda dazu und trank das Glas aus. Dann schloss er die Vitrine ab und legte den Schlüssel in eine Schublade, die er wiederum abschloss und deren Schlüssel er hinter den Büchern im Regal neben dem Kamin verstaute. Das war ein Trick, zu dem er sich in den vergangenen Wochen gezwungen hatte, um seinem ständigen Bedürfnis nach einem Drink entgegenzuwirken. Bis er die Bücher zur Seite geräumt, den Schlüssel herausgeholt, die Schublade aufgeschlossen und den anderen Schlüssel gefunden hatte, war die Vernunft meist stärker als sein Drang geworden, sodass er sich mit dem absoluten Minimum an Whisky begnügte und die Flasche gleich wieder zurückstellte und einschloss.

Er ging ins Arbeitszimmer und nahm am Schreibtisch Platz, Kugelschreiber

und Papier griffbereit. Mühsam zwang er sich, Irenes Namen aufzuschreiben. Auf diesen ersten Schritt, so hoffte er, würde ein Plan folgen, wie er Robin beschützen könnte. Während ein Teil seines Bewusstseins sich verzweifelt an die Hoffnung klammerte, dass eine Entführung unmöglich war und er es mit irgendeiner Art von bösem Scherz zu tun hatte, hielt sich ein anderer Teil strikt an die Vernunft. Auf irgendeine Weise musste er Irenes Tod für Stunden oder notfalls Tage geheim halten, um Robin zu beschützen.

Trotz aller Versuche verstrichen die zwanzig Minuten, die er sich zum Nachdenken gestattet hatte, ohne nennenswerte Resultate. Außer einer Reihe von Notizen hatte er nichts zu Papier gebracht: »Katze. Fenster. Ersatzschlüssel. Milch.«

Verzweifelt blickte er auf die Worte. Unbedeutende Kleinigkeiten. Was war mit ihren Freunden? Er wusste nicht einmal, wer sie waren. Oder mit ihren Plänen für die kommenden Tage? Als er aufstand, erkannte er, dass er von nun an blind seinen Weg finden und jede mögliche Katastrophe aus dem Weg räumen musste, bevor sie ihn zum Stolpern brachte. Vor allem musste er Irene vor dem Morgengrauen aus seinem Haus schaffen.

Er ging auf das Bücherregal zu und griff nach dem Schlüssel für die Schublade. Als ihm sein Vorhaben bewusst wurde, fluchte er wütend und schob die Bücher zurück an ihren Platz. Wertvolle Minuten verstrichen, bis sein Zorn nachließ und er wieder ruhig wurde. Ruhig genug, um widerwillig in die Küche zurückzukehren. Er versuchte, sie nicht anzusehen, sie nicht mehr als unbedingt nötig zu berühren, als er in die Tasche ihrer dünnen Strickjacke griff, wo sie gewöhnlich ihren Haustürschlüssel verstaute. Mit dem Schlüssel in der Hand kehrte er ins Arbeitszimmer zurück, griff nach einer Taschenlampe und verließ das Haus. Entschlossen klammerte er sich an den Gedanken, dass der mögliche Beobachter sich nicht in der Nähe des Hauses befand und nichts von seinen Aktivitäten bemerken würde.

Erst als er draußen stand, verfluchte er sich selbst. Die Lichter seines Hauses waren ein einziges Leuchtfeuer, niemand, der noch nicht schlief, konnte übersehen, dass sein Haushalt noch nicht zur Ruhe gekommen war. Irgendjemandem würde es sicher auffallen, und dieser Jemand würde morgen fragen, ob in der Nacht etwas passiert wäre. Und Fragen konnte er sich im Moment nicht leisten. Er spürte, wie seine Hände wieder zitterten bei dem Gedanken, dass auch heute Nacht vielleicht jemand heraufgekommen war, um zu sehen, ob Robin etwa krank war und Hilfe brauchte. In Comboroo gab es einige Frauen, die ihre unersättliche Neugier hinter einer Fassade aus Hilfsbereitschaft verbargen und nur zu gerne ihre Nase in seine Angelegenheiten steckten.